

7.1

Oberwalliser Literatur im letzten Jahrhundert

Von Adolf Fux

Wir Walliser feiern dieses Jahr die 150jährige Zugehörigkeit zur Schweizerischen Eidgenossenschaft, was uns mit Stolz und Genugtuung erfüllt, aber auch zu einem Rückblick veranlaßt, der nicht der Politik allein gelten soll.

Allerdings dürfen wir dabei nicht vergessen, daß diesem großen Ereignis die Franzoseneinfälle, die helvetischen Wirren und der Umsturz im Wallis vorausgingen.

Obwohl eine blutbesudelte Furie, gebar die Französische Revolution auf den Barrikaden von Paris die Menschenrechte für ganz Europa. Das Volk jubelte bei dieser Geburt, die des Regierens und Hortens gewohnte Aristokratie aber verdamnte sie.

Die im August 1789 in Paris proklamierten Menschenrechte verursachten genau ein Jahr später, also im August 1790, einen Aufstand des Unterwalliser Volkes, das nach Freiheit und Gleichheit verlangte, die aus dem Oberwallis stammenden Landvögte vertrieb und Freiheitsbäume aufrichtete.

Wohl hatten die Oberwalliser 1477 schon mit Berns kräftiger Hilfe das Unterwallis vom harten Joch der Savoyarden befreit und in Obhut genommen, es aber mehr als 300 Jahre lang in seinen Rechten beschränkt und durch Landvögte aus den obern Zehnen verwalten lassen. Trotz dem Aufstand von 1790 blieb es Untertanenland bis zum 22. Februar 1798, wo endlich unter Frankreichs Bedrohung das Oberwallis feierlich und förmlich auf seine Hoheitsrechte über das Unterwallis verzichtete und seine Bewohner als freies Volk anerkannte.

Im gleichen Jahr brachen die Franzosen in die alte Eidgenossenschaft und ins Wallis ein und bildeten die helvetische Republik. Napoleon aber trennte das Wallis 1810 wieder davon ab und vereinigte es als Département du Simplon mit seinem Kaiserreich. Erst nach Napoleons Untergang kam es dann zur Schweiz. Mit der Verfassung vom 12. Mai 1815 wurde der Beitritt zur Eidgenossenschaft sanktioniert. Damit brach auch für unser Land ein neues Zeitalter an, auf dessen Schwelle die konservativen und fortschrittlichen Kräfte hart aneinandergerieten, sei es bei den Verfassungskämpfen wie im Sonderbundskrieg, der als letztes Aufbäumen von den bisherigen einheimischen Gwalthabern ausgelöst wurde.

Diese wenigen Angaben schienen mir als Einführung zu meinem Aufsatz über die Oberwalliser Literatur des letzten Jahrhunderts unerlässlich. Über die weitere politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung werde ich Dichter und Schriftsteller der damaligen Zeit als Zeugen anrufen, die ich nachstehend der Geburtenfolge gemäß anführe:

Moritz Tscheinen	1808—1889
Clemenz Bortis	1815—1884
Leo Luzian von Roten	1824—1898
Paul Amherd	1825—1887
Peter Josef Kämpfen	1827—1873

Gewiß wären noch andere Geistesgrößen des Oberwallis, die im 19. Jahrhundert lebten, aufzuzählen, wie Domherr Josef Anton Berchtold von Greich, der zuerst aus eigenem Antrieb und mit eigenen Mitteln und später mit Unterstützung der Eidgenossenschaft die erste Landesvermessung unternommen hat, die als Grundlage für den Dufour-Atlas diente, oder der Kapuzinerpater Sigismund Furrer von Unterbäch, dem wir die drei wertvollen Bände: Geschichte, Statistik und Urkundensammlung über das Wallis verdanken, und andere mehr.

Um den Rahmen nicht zu sprengen, wollen wir jedoch bei den Dichtern und Schriftstellern bleiben, und zwar bei jenen, deren Wirken sich im letzten Jahrhundert erfüllt hat. Freilich gehörte dazu auch noch Pfarrer Theodor Seiler von Ritzingen. Doch fällt es schwer, sich über sein Schaffen ein Bild zu machen, weil die von ihm verfaßten Schauspiele «Anton von Thurn» und «Mancapan» nicht mehr auffindbar sind und das von ihm als Pfarrer von Netstal in Glarus geschriebene und in Dresden verlegte historische Drama «Suwarow», darin er diesen großen russischen General als Befreier der Schweiz von den Franzosen verherrlicht, keine Beziehung zum Wallis haben kann.

Der Geburtenfolge die Ehre gebend, beginnen wir mit *Moritz Tscheinen*, der eigentlich aus Oberwald stammt, aber in Naters geboren ist.

Seine Lebensdaten finden wir im 2. Band der vom «Historischen Verein von Oberwallis» 1907 bei Tscherrig und Tröndle in Brig herausgegebenen «Walliser Sagen», womit er auch schon klassiert ist.

Also, Moritz Tscheinen wurde am 23. November 1808 in Naters geboren. Seine klassischen Studien machte er mit großem Erfolg am Kollegium von Brig, das damals noch unter der Leitung der Jesuiten stand. Die theologische Bildung erhielt er im Seminar zu Sitten; 1837 zum Priester geweiht, wirkte er zuerst als Kaplan in Turtmann, dann während 6 Jahren als Pfarrer in Zermatt und während 2 Jahren als Pfarrer in Raron. Aus Gesundheitsrücksichten übernahm er hierauf die Kaplanei von St. Niklaus, wo er ebenfalls 2 Jahre verweilte. Von hier wurde er als Präfekt und Professor ans Kollegium von Brig berufen. Allein die

Betriebsamkeit behagte ihm wenig; er bevorzugte die Stille der Bergdörfer und siedelte auf Wunsch der Gemeinde Törbel in diese Pfarrei über. Nach 7 Jahren übernahm er die Seelsorge in Grächen, wo er 33 Jahre wirkte. Seit 1889 ruht er auf dem dortigen Friedhof. Seinen Gedenkstein finden wir auf der Abendseite der Kirche.

Mehr als 50 Jahre und somit bereits als Kaplan in Turtmann, wenn nicht schon als Seminarist, führte er ein Tagebuch, das außer bemerkenswerten lokalen Ereignissen ebenfalls Natur- und Lufterrscheinungen enthält. Auf Veranlassung der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz richtete er in Grächen eine Wetterstation ein und diente damit als Propagandist für Grächen als künftigen Kurort, weil dank seinen Aufzeichnungen und Meldungen Grächen als die regenärmste Gemeinde der Schweiz bekannt wurde. Wertvoll sind auch Tscheinsens Berichte über das große Erdbeben von 1855, wovon besonders der Bezirk Visp betroffen wurde.

Tscheinen widmete sich aber auch literarischen Studien, war Mitarbeiter des Schweizerischen Mundartwörterbuches, verfaßte Gedichte und Volksschauspiele und sammelte Sagen, Sagen, in die das Volk seine Melancholie hineingedichtet hat, die das Tageslicht kaum ertragen und sich der Dämmerseele als Akkord, der aus Schicksal, Schuld und Sühne besteht, künden.

Doch lassen wir die Sagen ins Blut zurücksinken und wenden uns der Wirklichkeit zu, wie sie uns aus dem «Rechenschaftsbericht» des Schweizerischen Mundartwörterbuches vom Jahre 1868 anspricht:

«Im Wallis ist es der im weitabliegenden Bergdorf vereinsamte, mit Entbehrungen und der Gebrechlichkeit des Alters ringende, von seiner Umgebung nicht genug erkannte Priester, welcher dem Vaterlande sein unbezahlbares Opfer dargebracht hat. Auswärts ist er wohlbekannt und anerkannt bei gelehrten Gesellschaften und Privaten, welche ihn gehörig in Anspruch nehmen, da seine Begeisterung für Wissenschaft dem Greise noch immer jugendliche Arbeitskraft, dem Güterlosen unbeschränkte Freigebigkeit und Uneigennützigkeit verleiht.

Es ist Moritz Tscheinen, Pfarrer aus dem als Thomas Platters Geburtsort bekannten Grächen, dessen Name nun durch die Verdienste seines Seelsorgers um das schweizerische Nationalwerk neuerdings aufgefrischt wird. Eine sinnige, auch poetisch begabte Natur von Haus aus, aber auch von Kindheit an kränklich, liebt er von jeher Zurückgezogenheit, welche seinem Wissensdrang Vorschub leistete, freilich ohne daß die spärlichen Anregungen von außen und die noch mangelhafteren Hilfsmittel damit Schritt gehalten hätten.

In unserem Einsiedler oder Waldbruder, wie er sich selbst in fröhlicher Laune zu titulieren pflegt, erwachte schon vor vielen Jahren der Gedanke, die nach seinem Zeugnis selbst im Wallis seit lange ihrer Verflachung und damit ihrer Auflösung entgegen eilende Volkssprache aufzuzeichnen.»

Des Zeitmangels wegen muß ich einen längern Abschnitt über Tscheinens Arbeitsmethode überspringen und zum Schluß dieses von Professor Friedrich Staub von Fluntern in Zürich kommen, der also heißt:

«Die merkwürdigste und wertvollste Frucht seines stillen Fleisses ist ihm aber eine umfangreiche Sammlung von Sagen. Noch in seinem Greisenalter sagte er, könne er die süßen Schauer heraufbeschwören, mit welchen die Erzählungen eines alten Mütterchens ihn als Kind erfüllten. Diese Sagen haben darum auch die Aufmerksamkeit der größten jetzt lebenden Autorität im Fache erregt, und es ist zu hoffen, daß der schüchterne Sammler sich bestimmen lasse, sie zu veröffentlichen. Einiges davon ist in Mundart erzählt. Abgesehen von diesem Sagenbuche füllen die Beiträge unseres Mitarbeiters nahezu dritthalbtausend engbeschriebene Quartseiten, welche zum Teile zu Stand kamen, indem der bereits von schwerer Krankheit gequälte Schreiber halbe Nachtwachen dem Idiotikon weihte. Und diese Opfer wurden immer mit den bescheidensten und zugleich edelmütigsten Worten dargebracht, die leiseste Andeutung einer Vergütung mit republikanischem Stolz abgelehnt, und das von einem Mann, dessen ökonomische Kräfte durch edle Freigebigkeit aufgezehrt wurden.»

Diesem Zeugnis eines Zeitgenossen Tscheinens lassen sich kaum erhabenere Worte beifügen. Auf Drängen von Professor Staub gab Tscheinen, das Angebot für deren Veröffentlichung in einer Berliner Zeitschrift ausschlagend, die Sagen gemeinsam mit Domherr Peter Joseph Ruppen von Saas in der Buchdruckerei Schmid in Sitten heraus, und zwar im Jahre 1872.

Aus eigenen Mitteln, ohne irgendwelche Ermunterung oder Unterstützung, erfolgte der Druck der 500 Exemplare, die schlechten Absatz fanden, so daß der gute Pfarrer die Druckkosten nicht vollständig begleichen konnte. In Grächen wird noch heute erzählt, daß die Pfarrjungfrau, die seine Schwester war, aus der kleinen Erbschaft die Druckkosten für die «Walliser Sagen» bezahlen mußte.

Wie müssen wir diesem grundgütigen Pfarrer um so dankbarer sein, daß er uns den Sagenschatz des Volkes erhalten hat.

Der «Historische Verein von Oberwallis», wie sich der heutige «Geschichtsforschende Verein von Oberwallis» damals nannte, hat die Sagen im Jahre 1907 in erweitertem Umfang herausgegeben und dabei die Verdienste von Moritz Tscheinen gewürdigt, wovon mit Genugtuung Kenntnis genommen sei.

Leider war diese Auflage längst vergriffen, und so waren wir froh, daß der Walter-Verlag in Olten eine Neubearbeitung herausbrachte, die wir Dr. Josef Guntern verdanken.

Selbst ein Brustkind der Natur und Poet dazu, schrieb Tscheinen die ursprünglich mündlich verbreiteten und überlieferten «Zelleten» auf, in die das Volk rätselhafte Naturgeschehen und unerklärliche

Landschaftserlebnisse sowie seinen Witz, seinen Aberglauben und seine Melancholie hineingedichtet und manche davon mit dem Wetzstein des Humors geschärft hatte.

Gletscherglanz und Wildbachrauschen, der große Atem der Wälder und Alpen, ein tief religiöses Empfinden und eine verklingende Romantik sind die Saiten, die der Dichter Tscheinen angeschlagen hat, ohne die Realitäten zu verschweigen.

Hören wir ihm selber in einer Stichprobe zu, was er in seinem «Gruß an Aletsch» in den Sechzigerjahren seines Lebens sagt:

«Von der Alpenwelt des Vispertales, vom Hannig aus, wohin mir der Aletschgletscher so bekannt und anheimelnd herüberwinkt, schicke ich dem Aletschtale als altem Bekannten meinen freundlichen Gruß zu.

Gewiß ist Aletsch nächst Zermatt eines der interessantesten Alpentäler unseres Wallis. So reizend es, nebst seiner angrenzenden Bellalpe, an Wundern der Natur ist, so reich ist es an lieblichen alten Sagen. —

Noch scheinen mir diese Berge, Triften, Haine und Gletscher mit aller Art von Sagen durchwoben und das Tosen der Massa von alten Geistergeschichten zu erzählen. Einen Strauß nur von lieblichen Sagenblumen haben wir gesammelt, zu Tausenden blühen sie noch auf unseren freien Bergen; doch was sage ich und was sehe ich!

Auf dem Aletschbort erhebt sich ein stattliches Hotel, und es wimmelt dort von Gästen; der herrliche, dunkle Ebenenwald ist verschwunden; vornehme Herren und Frauen fahren zu Pferde über den Gletscher, den früher nur Jäger und Hirten zu betreten wagten; Reisende von allen Nationen besteigen die höchsten Aletschhörner, die sonst nur von Gemsen bewohnt waren; sie durchschwärmen alle Täler und Gletscher, wo ehemals nie eine lebende Seele hingekommen. Eine andere Welt — andere Zeiten — andere Ansichten.»

Damit verabschieden wir uns vom Sagenpfarrer Moritz Tscheinen und wenden uns dem «Bildersammler vom Wallis» zu, wie Pfarrer *Clemenz Bortis* sich selbst bescheiden genannt hat, dessen Andenken aufzufrischen das große Verdienst von Pfarrer Peter Arnold ist, aus dessen Prachtwerk «Licht und Schatten in den 10 Gemeinden von Östlich-Raron», das 1961 von der Buchdruckerei Tscherrig AG in Brig gestaltet und gedruckt wurde, ich kräftig schöpfe, um ein Bild dieses Schriftstellers zu entwerfen, der weit mehr war als ein Bildersammler.

Clemenz Bortis wurde 1815 in Fiesch geboren, absolvierte seine klassischen Studien im Kollegium in Brig, studierte Theologie in Wien, wo er 1844 die Priesterweihe erhielt, worauf er als Rektor nach Ulrichen kam, wo er vier Jahre amtierte, bis man den geistreichen Mann 1848 als Professor ans Kollegium nach Sitten berief. Dort unterrichtete er an den ersten zwei Gymnasialklassen und dozierte nachträglich Philosophie im Lyzeum. Nebenbei erteilte er aber auch landwirtschaftlichen Unterricht, hatte er doch an der Universität in Wien die Landwirtschaftslehre als Freifach gewählt.

Als fortschrittlicher Geist, der die Erfordernisse der Zeit erkannte und den Mut aufbrachte, in Wort und Schrift die wirtschaftlichen Mißstände und die Mängel in Kirche und Schule anzuprangern, war er jedoch nicht allen bequem und wurde 1851 als Pfarrer nach Randa versetzt, wo er drei Jahre blieb, um dann endgültig nach Grengiols befördert zu werden, wo er 30 Jahre wirkte und an den Folgen eines Unfalles am 22. März 1884 starb.

Der Wechsel von Sitten, wo er erste Stellen am Lyzeum bekleidete, nach Randa und Grengiols mochte ihn hart angekommen sein. Aber obwohl er glaubte, die Natur wäre ihm bei der Geburt Stiefmutter gewesen, wurde er ein unverzagter Dorfpfarrer, der die Bauern auch in wirtschaftlicher Hinsicht beriet und selbst die Sense und das Wasserbeil schwang.

Allerdings kamen auch für ihn die kalten, grauen Tage, die Nächte langer Selbstgespräche, wo er merkte, daß sein Herz nicht mehr unverehrt war. Und so schloß er eine seiner Silvesterbetrachtungen mit den Worten: «Drei und vierzig Jahre habe ich gelebt, an Tugend arm, an Sünden reich, aber durchgesiebt, durchgeläutert, von der Welt losgerissen, einsam dastehend, an Seele und Geist nicht wie andere, reif für das Grab, doch nicht für den Himmel. Was immer kommen mag, Gottes Wille geschehe!»

Als «vaterländischer Bildersammler», wie er sich selber nannte, schilderte und kritisierte er die damaligen Zustände im Wallis, geißelte nicht nur die «trockene Casuistik» der Geistlichen, sondern auch den erbarmungslosen Polizeistaat und die Mißwirtschaft in den Gemeinden, die des Gewinnes wegen riesige Waldbestände kahl schlugen und das Holz verkauften, ohne mit dem Erlös Schulhäuser zu bauen, Schul- oder Armenfonds zu errichten oder Werke gemeinsamen Nutzens zu erstellen.

Als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Bergbevölkerung scharenweise nach Argentinien und Brasilien auszuwandern begann, erhob Clemenz Bortis warnend seine Stimme, indem er schrieb: «Ein altes Sprichwort sagt: „Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist.“ Dieses Wort kann mit gutem Recht auch auf unsere Heimat Wallis angewendet werden. Treu pflegte und nährte diese Muttererde ihre Kinder, kluge und blöde, seit Jahrhunderten, nährte sie auch in Zeiten, wo in wohlkultivierten Staaten der blasse Hunger wütete. Überfluß war im Lande, den selbst Kriege und blutige Bürgerzwiste nicht ganz zu vernichten vermochten. Der Walliser war mit seinem Lande zufrieden, blieb demselben treu, arbeitete durchwegs fleißig und emsig, und ans Auswandern dachte niemand, die wilde Jugend ausgenommen, die in Welschlands und Frankreichs Kriege zog. Und jetzt, wo das alte Wallis seine rohe Landtuchjacke abwirft und mit Krinolinen und Modehut geschmückt in den Reigentanz der gebildeten Völker eintritt, jetzt, wo die Industrie, die Agrikultur, die Economie aus den alten Windeln hervorzuschlüpfen sich aufmachen, jetzt, wo das Dampfroß der Zeit, das Vaterland dem materiellen wie geistigen Ver-

kehr mit dem Ausland zu öffnen, daherbraust, Straßen in alle Hochtäler gebaut, die Gipfel der Alpen mit Gasthöfen sich krönen, der Geißhub mit dem Fingerzeig auf Gletscher und Felshörner die Taschen mit Geld füllt, Kantonal- und Sparkassen sich öffnen, die Schätze der Berge aus ihrem dunklen Schachte zu Tage treten, der Rhodan den Flegeljahen entwachsen und manierlich durchs Land zieht und goldene Tage aller Arten und Enden fürs Wallis heraufsteigen — jetzt denkt der Walliser ans Auswandern.»

Er verurteilte die «wilde» Auswanderung und wollte, weil sie unvermeidlich war, anstreben, daß sie wenigstens organisiert werde, um den Auswanderern in der Fremde mehr Sicherheit und ein gedeihliches Fortkommen zu ermöglichen, bedauerte aber gleichzeitig die Folgen der Abwanderung, die darin bestanden, daß Wasserleitungen in Trümmer fielen, Äcker brach lagen, Alpen und Weiden verwilderten, wie es heute auch wieder weitgehend der Landflucht und Industrialisierung wegen der Fall ist.

Heuchlertum, Hartherzigkeit, Gewinnsucht und Geiz geißelte er in einer Betrachtung, die er mit «Traubenhüter» überschrieb und also schloß: «Oh du, der Wildnis Sohn! Vermag Religion mit aller ihrer Pracht und Feier nicht, dich zum Menschen umzuschaffen. Bleibt bei allem äußeren Schmuck und Glanz deines Gotteskleides dein Herz kalt und wüst und roh, so wisse, daß all deine Prozessionen nur Leichenzüge — all dein Glockengeklingel nur Sterbegewimmer, all deine reichgeschmückten Gotteshäuser nur Totenhallen und all dein Kirchen- und Priesterschmuck nur goldene Lappen — das Gerippe deines Glaubens zudecken. Wo die Liebe fehlt — fehlt alles! — Oh, roher Bergesmann! Eine Maß Wein weniger in deinem Fasse und ein Pfund christlicher Liebe mehr in deinem Herzen, das wünscht dir der Bildersammler vom Wallis.»

Daß diese Levite nicht allein dem den Polizeistaat verkörpernden Traubenhüter gegolten hat, wird jeder Christ merken. Übrigens hat sie ihre Gültigkeit bis heute nicht eingebüßt.

Doch grübeln wir nicht und kommen vom «vaterländischen Bildersammler» zum patriotischen Dramatiker. Clemenz Bortis hat drei Theaterstücke verfaßt, nämlich: «Die Mazza im Wallis», «Der Pfynkrieg» und «Thomas in der Binnen». Die Wahl der Stoffe ist bezeichnend für Vaterlands- und Freiheitsliebe. Während über die beiden ersten Stücke wenig bekannt ist, wissen wir, daß «Thomas in der Binnen» in Mörel 1853 mit großem Erfolg uraufgeführt und 22 Jahre später, also 1885, daselbst wiederholt wurde.

Wer Thomas in der Binnen oder Thomas Riedi, der in der Bine oder in den Bünden, wie es von verbesserungssüchtigen Verdeutschern umgeschrieben wurde, bei Ulrichen wohnte, war, lernt man in der Primarschule. Doch weil vieles vergessen wird, was man dort lernt, und die Namen gegenwärtiger Sportgrößen geläufiger sind als die Namen einstiger Freiheitshelden, scheint mir ein historischer Rückblick notwendig.

Als die Walliser im Jahre 1417 Witschard von Raron, der in seiner Machtgier das Land als ewigen Familienbesitz annektieren wollte, und seinen Neffen Wilhelm, der haltlos auf dem Bischofsstuhl saß, zum Lande hinausgemazzt hatten, wandte Witschard sich an Bern um Hilfe. Nach verschiedenen ergebnislosen Einfällen kam ein Berner Heerhaufen vom Totensee über den alten Grimselpaß nach Obergesteln, steckte das Dorf in Brand und rückte gegen Ulrichen vor.

Dort hatte Thomas Riedi die wehrhaften Leute aus der Umgegend versammelt und mit Hilfe eines von Mörel kommenden Fähnleins sich den Bernern entgegengestellt und sie mit schweren Verlusten in die Flucht geschlagen.

Wie der Volksmund erzählt, war Thomas Riedi ein Riese an Gestalt und Kraft. Er soll mit einer Bärenhaut bekleidet gewesen sein und sieben «Reisteisen» zur Keule zusammengeschmiedet und damit 40 Feinde erschlagen haben, bis ihm ein schneller Berner den Leib durchbohrte. So starb Thomas Riedi den Heldentod.

Dies gab den Stoff für das von Clemenz Bortis verfaßte Schauspiel. Nach noch im Pfarrarchiv von Mörel erhaltenen Berichten und Zeitungsartikeln war besonders die Aufführung vom Jahre 1885 «eine in Dankbarkeit unserem Nationalhelden Thomas in der Binnen dargebrachte Huldigung, eine Feier, geeignet, die Vaterlandsliebe in den Herzen der Oberwalliser zu fördern und zu entflammen» . . .

Der Aufwand war auch dementsprechend. Eine von zwei Türmen flankierte Riesenbühne wurde im Freien erstellt. 96 Spieler aus den verschiedenen Gemeinden der Pfarrei Mörel traten auf. Die Kostüme entwarf der Kunstmaler Raphael Ritz. Die Lieder komponierte Professor Wolf von Sitten, in den Pausen spielte die Stadtmusik von Brig.

Das während eines ganzen Jahres geübte Stück gelangte an drei Sonntagen zur Aufführung. Da der Spielbeginn auf 12 Uhr mittags angesetzt war, wurden in den Gemeinden frühzeitig die Messen gelesen, damit das Volk nach Mörel wallfahrten könne. Zu Fuß kamen die Zuschauer aus den Bergdörfern und mit der Bahn das Rhonetal herauf bis nach Brig, von wo sie mit Kutschen, Omnibussen und Brückenzugwagen nach Mörel gelangten. So strömten an den drei Sonntagen über 4000 Zuschauer zu diesem Freilichttheater und bezahlten dafür einen durchschnittlichen Eintrittspreis von einem Franken.

Der Reingewinn betrug Fr. 114.20. Davon spendete die Theatergesellschaft Fr. 50.— an das für Thomas in der Binnen zu errichtende Denkmal, wie Staatsrat Leo Luzian von Roten es anlässlich der letzten Aufführung in seiner Ansprache an das Volk angeregt hatte. Der Rest, also Fr. 64.20, ging als Beitrag für die Anschaffung einer neuen Kommunionbank an die Pfarrkirche von Mörel.

Pfarrer Clemenz Bortis, der Verfasser des Stückes, erlebte diese Aufführungen nicht mehr. Im vorhergehenden Jahre, 1884, als er in Mörel eine Theaterprobe geleitet hatte und spät in der Nacht nach Grengiols zurückkehren wollte, war er unterhalb des Dorfes auf dem

vereisten Wege ausgeglitten und einen Abhang hinuntergestürzt. Fünf Tage später starb er an den Folgen dieses Unfalls. Und als 1905 den Helden von Ulrichen an der Furkastraße ein granitenes Denkmal errichtet wurde, war Pfarrer Clemenz Bortis längst vergessen.

Dagegen ist der um 9 Jahre jüngere Leo Luzian von Roten im Volksgedächtnis lebendig geblieben, und zwar dank seines von Professor Wolf vertonten und auch ins Französische übersetzten Gedichtes, das zur Hymne des Wallis wurde und dessen erste Strophe alle Walliser und Walliserinnen auswendig kennen, dieses Lied, das in der Fremde nicht selten mit Tränen in den Augen gesungen wird, weil dessen erste Strophe also klingt:

«Nennt mir das Land, so wunderschön,
das Land, wo ich geboren bin,
wo himmelhoch die Berge steh'n
und Mannskraft wohnt bei schlichtem Sinn:
das ist das Land am Rhonestrand,
ist Wallis, unser Heimatland.»

Doch alle, die dieses Lied singen und zersingen, wissen wenig von den zahlreichen in Buchform oder in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Werken und Schriften dieses Dichters. Längstens sind sie im Buchhandel vergriffen und verstauben in den Bibliotheken, weil ein modernes Geschlecht die romantischen «Wiederklänge aus dem Rhonetal» nicht mehr hören und kein Verein seine in gebundener Sprache verfaßten Dramen aufführen will, sei es «Der Morgen in Kyffhäuser», «Der Polen Opfertod» oder «Die Visperschlacht».

Außer Würdigungen, die anläßlich seines Todes und dann wieder zu seinem 100. Geburtstag wie zu seinem 50. Todesjahr in verschiedenen kantonalen und außerkantonalen Zeitungen erschienen sind, besitzen wir keine Darstellung über Leben und Werk, keine umfassende Biographie des Dichters und Staatsmannes.

Im Walliser Jahrbuch 1933 hat Professor Albert Schnyder den Aristokraten «alemannischen Blutes» in einer längern Abhandlung geehrt und eingehend ein vergeßliches Geschlecht daran erinnert, daß auf dem Friedhof von Raron außer dem aus Prag stammenden Dichterphilosophen Rainer Maria Rilke auch die sterblichen Reste eines andern Dichters ruhen. Er schreibt dazu: «Seinen Namen kennt jedoch die Zunft der Literaturhistoriker kaum, die Kunstkritiker verkosten seine Verse nicht; denn unmodern ist des Dichters Stoffwelt.» Zur Erhärtung seiner Aussage führt er eine Strophe aus «Die letzten Ritter auf Gubing» an:

«Drum hab ich stets nur das besungen,
Was ich des Sanges würdig fand!
Des Minneglücks Erinnerungen,
Gott, Freiheit und das Vaterland.»

In diesem Vierklang beschlossen ist des Dichters Gefühlswelt und Gedankengut.

Um Gemütsanlage und Lebensgefühl Rotens, im Gegensatz zu seinen literarisch tätigen Zeitgenossen zu verstehen, müssen wir sein curriculum vitae kennen. Er ist nicht in einem Bauernhaus in Naters, Fiesch, Geschinen oder Obergesteln geboren, sondern war der Sohn des Hildebrand v. Roten und der Anna v. Courten und erblickte im damals politisch bedeutsamen Raron das Licht der Welt am 7. Januar 1824. Nach dem Besuch der dortigen Schule und des Kollegiums in Brig fand er nicht den Weg ins Priesterseminar wie die andern, sondern wandte sich nach Freiburg im Uechtland, zog als Rechtsstudent in das kunstbeflissene München und wurde nach dem Besuch der damaligen Rechtsschule in Sitten Notar.

In der dem Sonderbundskrieg folgenden Zeit der Verfassungskämpfe trat Roten in die Politik ein, die 1852 zugunsten der Konservativen umschlug und ihnen 1857 eine bleibende Mehrheit brachte, womit Roten ein ständiger, ungetrübter Aufstieg möglich wurde. 1850, also mit 26 Jahren, zum Großrat gewählt, wurde er 1857 Ständerat, 1859 Vizekanzler in Sitten, 1875 Staatsrat und damit Vorsteher des Militärdepartementes und Erziehungswesens bis 1896, wo der 72jährige zum Regierungstatthalter von Raron ernannt wurde, ein Amt, das er innehatte bis zu seinem Tod am 5. August 1898 auf dem Sommersitz der Familie von Roten auf Breitmatten ob Eischoll.

Leo Luzian v. Roten blieb Junggeselle. Er vermochte wohl nie seine erste Liebe in München zu verschmerzen, von der es in den «Wiederklängen» heißt:

«Da fand ich dich! und alles lebte
Froh, jubelnd auf, dein Bild umschwebte
Gleich einer Fee mir Herz und Blick
Und sang das Lied vom Minneglück.»

Doch dieses Minneglück war nicht von ewiger Dauer. Und also sagt der Dichter später:

«Das Menschenherz wird leicht zerrissen,
Weil's eben so gewaltig fühlt;
Ach, Mädchen, ach, du sollst es wissen,
Daß man ja nicht mit Herzen spielt.»

Das Spiel muß grausam geworden sein, denn bald klagt der Dichter:

«Das Herz vom Frost der Täuschung angefaßt,
Verwelkt der Blume gleich, so hoffnungsleer,
Denn ist die Liebe einmal ihm erbلاßt,
So weckt sie auch kein zweiter Frühling mehr!»

Wie er seiner ersten und vermutlich letzten Liebe nachtrauert, besagen folgende Zeilen:

«Und all die Gassen schau ich da,
Das Haus mit hohem Fensterbogen,
An dem ich Liebchen weinen sah,

Als ich zur Heimat fortgezogen.
 Nach München möcht ich wieder ziehn! —
 Doch öde fänd ich nun die Räume;
 Denn meine Jugend ist dahin,
 Und, ach, mit ihr — die schönen Träume!»

Das sind Früchte seiner Mußestunden, in der Edelreife gepflückt. Dabei blieb er aber immer Politiker und Staatsmann, leitete auch von 1860 bis 1875 das «Walliser Wochenblatt», stieg im Militär bis zum Major und machte als solcher die Grenzbesetzung von 1870 mit. Als Staatsrat leitete er 21 Jahre lang das Militärdepartement und das Erziehungswesen des Kantons, der damals schon eine Bevölkerung von 100 000 Seelen hatte, die aber den Staatsrat weniger beanspruchten als heute, wie Peter Joseph Kämpfen uns das noch sagen wird.

In der Gedichtsammlung «Wiederklänge aus dem Rhonetal» tönen außer sanften Minneliedern und hochgestimmten Freiheitsgesängen wie «Laßt hoch ein Dankeslied erschallen» u. a. m. auch Schalk und Lebenslust, wovon folgendes Gedicht zeugt:

«Ich trank mir schon manch braven Rausch,
 Bei Gott, das waren schöne Zeiten!
 Wie traulich da beim Gläsertausch
 Die Worte aus dem Herzen gleiten.
 Das Trinken wär mir einerlei,
 Allein man ist so froh dabei!
 O Vater Noah, habe Dank,
 Du hast was Gutes uns gepflanzt.
 Bei deinem zauberhaften Trank
 Die Welt uns wundervoll umtanzet;
 Wer immer froh und jung will sein,
 Der trinke stets nur guten Wein.»

Solche Lieder fanden unter Couleurbrüdern begeisterten Anklang. Doch mehr als der leichten Muse war Leo Luzian dem Pathos zugetan, und in seinen «letzten Rittern auf Gubing» läßt er sein Herz also sprechen:

«Das lange Tal der Rhone steigt
 Von Siders üppigen Rebgeländen
 Hin nach den schneebedeckten Höhn,
 Die ob den düstern Bergeswänden
 Des Oberwallis niedersehn.
 Da haust der Wolf im dichten Walde,
 Die Kuh grast an der Alpenhalde,
 Und auf der Felsen kühnster Stelle
 Springt frei und mutig die Gazelle.
 Der Waldbach da in wilden Sprüngen
 Hoch von der Klippe brausend stürzt,

Die Hirten frohe Jodler singen,
 Und Lärchenduft die Lüfte würzt.
 In dem romantischen Gemische
 Von starrem Fels und weicher Flur
 Lebt noch in voller Jugendfrische
 Ein Volk — echt Söhne der Natur.
 Ein kernig fester *deutscher* Stamm
 Hat da sich kräftig ausgebreitet,
 Der für sein Dasein mühesam
 Mit allen Elementen streitet.
 Bald gilt es mit der Not zu ringen,
 Bald ist ein Untier zu bezwingen.
 Bald droht des Landmanns einz'ger Habe
 Ein angeschwoll'ner Bach Vernichtung,
 Bald stürzt aus der Wälder Lichtung
 Lawine, und zum zweiten Grabe
 Wird plötzlich da ein Dorf, wo eben
 Noch herrschte ein gemütlich Leben.
 So sieht dies Volk im Kampf, dem heißen,
 Ein Gut ihm um das andre rauben,
 Nur zwei läßt er sich nicht entreißen —
 Die Freiheit und der Väter Glauben!»

So sah und verherrlichte der Dichter die engere Heimat. Doch ging sein Trachten und Sinnen über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, und so schrieb er für das junge deutsche Kaiserreich das Drama «Morgen in Kyffhäuser», womit er den Deutschen Weisungen geben wollte für die Festigung ihres Reiches und von ihnen Todesmut, Tapferkeit und Treue verlangte. Kyffhäuser ist ein Bergrücken in Thüringen, wo in einer Höhle der Kaiser Barbarossa der Sage nach auf seine Rückkehr wartet. Auf diesem Bergrücken wurde 1896 das Kyffhäuserdenkmal mit den Figuren Barbarossas und Wilhelms I. eingeweiht, in welchem Jahr auch Rotens Drama «Der Morgen in Kyffhäuser» in Leipzig erschien und zwei Jahre später, also in seinem Todesjahr, als einziges seiner Werke eine Neuauflage erlebte, so gut muß es den Deutschen gefallen haben.

Doch vergessen wir nicht, daß auch die Buchdruckerei Mengis in Visp «Die letzten Ritter auf Gubing» als bibliophile Gabe neu herausgegeben hat.

Wenn v. Roten außer dem «Kyffhäuser» auch noch die Polen in seinem in Einsiedeln gedruckten Drama «Der Polen Opfertod» verherrlichte, hat er doch eigentlich die poetische Nationalliteratur der Schweiz wesentlich bereichert und uns Oberwallisern auch die beiden Dramen «Die Visperschlacht» und «Peter von Raron» geschenkt, wovon das erste noch im Manuskript vorhanden, das zweite aber leider beim Übersetzen ins Französische verloren gegangen ist, wie sein Leibstück: «Der Junggeselle».

Was der Dichter über seinen Freund, den Maler Raphael Ritz von Niederwald, geschrieben hat, gilt auch für ihn selbst, weshalb es hier zum Abschluß angeführt sei: «Sein Lebenslauf war der heitere Sonntag selbst; lebensfroh floß es dahin bis zur letzten Stunde. Noch sterbend meinte er, als ihm der Priester die Erde als Tränental schilderte: Oh, mir war sie kein Tränental.»

Wie ganz anders verlief der Lebenslauf des 1825 zu Obergesteln geborenen, doch in Zwischbergen heimatberechtigten *Paul Amherd*. Er begann seine Studien ebenfalls am Kollegium in Brig, trat 1844 ins Noviziat der Ligorianer ein, kam 1847 nach Savoyen, 1850 als Lektor nach Techterchen in Lothringen, wurde 1851 Missionar in Luxemburg, 1859 socius magistri Noviciorum in Hamicolt, 1860 Präfekt der Missionsakademie und Oberer der Volksmission in Bornhofen und trat 1863 auf Anraten von P. Sigismund Furrer als Pater Paulus in den Kapuzinerorden der Schweiz und war während des Noviziates Lehrer der Rhetorik für die Mitnovizen in Luzern. 1865 kam er als Missionar nach Sitten, 1869 in verschiedenen Funktionen nach Altdorf, wurde 1872 Superior der Barmherzigen Schwestern in Ingenbohl. 1876 kehrte er ins Wallis zurück und verwaltete zuerst das Rektorat von Blitzingen und dann die Pfarrei Ulrichen, wo er die Kirche baute, um dann wieder auf Wanderschaft zu gehen, und zwar zuerst nach Rapperswil, dann nach Hospenthal und schließlich 1884 als Superior nach Rigi-Klösterli, wo er 1887 starb.

Pater Paulus war eine fromme Seele, ein großer Rhetoriker und ein fruchtbarer Schriftsteller. Die meisten seiner Werke sind Erbauungsbücher. In Luxemburg hat er zwei Bücher über Maria, die Trösterin der Betrübten, veröffentlicht und in Lothringen das in mehreren Auflagen erschienene und ins Französische übersetzte Andachtsbuch «Der fromme Pilger». Überdies sind von ihm bekannt eine Hymne auf Sankt Elisabeth, der Rosenkönigin gewidmete Lieder, der «Goldene Himmelsschlüssel», «Die himmlische Gnadenquelle» und sein 445 Seiten starkes Hauptwerk «Sankt Franziskus», ein romantisches Epos, das er auf Rigi-Klösterli vollendete und das in luxuriöser Ausgabe im Verlag von Thomas Stettner in Lindau herausgegeben wurde und dem Kardinal Raphael Monaco La Valetta gewidmet war. Es ist ein Epos in zwölf Liederkränzen, das die Ausübung der christlichen Armut in heroischer Weise und das Leben des heiligen Franziskus in zwölf Abschnitten darstellt, wovon jeder in einer selbständigen Ballade oder Romanze vorgetragen wird.

Vermessen wäre es, aus den nahezu 10 000 Verszeilen dieses gewaltigen Epos eine Kostprobe herauspflücken zu wollen, da man jede folgende schöner findet. Und so wollen wir uns denn mit den für die Verfassung des alternden Dichters beim Abschluß seiner Arbeit sprechenden Schlußzeilen begnügen:

«O Franziskus, laß am Grab
Auch den müden Dichter knien;
Nimm von mir den Pilgerstab,

Weiter will ich nimmer ziehen.
 Was in meiner Brust geklungen,
 Hab' ich freudig ausgesungen;
 Jetzt zu meinem Sngerlohn
 Segne mich — den kleinsten Sohn!

Hat Paul Amherd auf seinem weiten Pilgerweg durch viele Lände fromme Bücher geschrieben, so erwachte in ihm der Freiheitsdrang, sobald er den Heimatboden betrat. Der Romantik und dem Pathos konnte er jedoch weder hier noch dort entsagen.

In Ulrichen, wo sich die Walliser 1211 gegen den Herzog von Zähringen und 1419 gegen die Berner zur Wehr setzten und für ihre Freiheit kämpften, verfaßte er «Die Denkwürdigkeiten von Ulrichen» und das Drama «Thomas in der Bnden», ein Stoff, von dem sich bereits Pfarrer Clemenz Bortis hatte einnehmen lassen, wurde doch sein «Thomas in der Binnen» 1853 und 1885 in Mörel aufgeführt, aber es war nur im Manuskript vorhanden, während jenes von Paul Amherd 1880 als 199 Seiten starkes, in Leinen gebundenes Buch beim Sauerländer-Verlag in Aarau herauskam. Es ist ein Drama in 5 Akten mit 40 Sprechrollen und einer Menge Volk, Kriegern und Kindern.

Als hochgemuter Walliser, von Freiheitsliebe und geradezu revolutionärer Begeisterung beseelt, läßt er alle Personen in gebundener Sprache sprechen. Und so deklamiert denn auch der Bauer Thomas in der Bnden:

«Gar schön ist's, kämpfen für das Vaterland;
 noch schöner, für das Vaterland zu sterben!
 Es mögen and're hllen sich in Stahl,
 Umgürten sich mit scharfgeschliff'nem Schwert:
 Sie mögen rasselnd auf die Wallstatt treten,
 Von ferne schon den Schrecken vor sich jagen:
 Nicht so will schreiten ich zum Freiheitskampfe,
 Denn Jäger bin ich eher als ein Krieger.
 Wie oft erschien der Bär auf uns'ren Alpen,
 Heißhungrig wrgend uns're stillen Lämmer?
 Da ging ich, nur mit einer Keul' bewaffnet,
 Entgegen ihm, nicht fürchten sein Gebrumme.
 Und keiner ist entronnen mir von allen,
 Auf den ich schwang die schwere Todeskeule.
 Und sieh'! Jetzt bin ich selbst ein Br geworden,
 Die Brenhaut um meinen Leib geschlungen!
 Und meine Tatze ist die Eisenstange,
 Die manchen Feind zu Boden strecken soll!

In einem Nachwort verwahrt sich der Dramendichter vor allfälligen Vorwürfen, er rede der Revolution das Wort, und rechtfertigt den Kampf der Walliser gegen die Tyrannenherrschaft Witschards von Raron.

Ob sich je eine Theatergesellschaft an die Aufführung dieses gewaltigen Dramas gemacht hat, ist mir unbekannt. Dagegen wissen wir, daß seine Andachtsbücher besonders im Ausland eine weite Verbreitung gefunden haben. Und wenn sie heute noch hier und dort christliche Seelen zu erbauen und zu trösten vermögen, wirkt Pater Paulus' Geist segensreich weiter.

Und so kommen wir zum jüngsten und letzten der Dichter und Schriftsteller, die ich eingangs als denkwürdige Repräsentanten der Oberwalliser Literatur des letzten Jahrhunderts angeführt habe und wovon außer Staatsrat Leo Luzian v. Roten alle dem Priesterstand angehörten.

Dieser jüngste und letzte ist Peter Joseph Kämpfen. Er wurde am 27. Februar 1827 als Sohn des Majors Kämpfen in Geschinen geboren, in Geschinen ob Münster, von wo auch Bischof Hildebrand Jost herstammte, welcher im Wallis den Gregorianischen Kalender einführte, wogegen sich das Volk mehr als hundert Jahre lang wehrte, weil es Angst hatte, seine Wässerchere, Alpauzüge, Markttage, Gemeinwerke und Bürgertrünke gerieten in Unordnung; in Geschinen, wo aber auch Franz Joseph Weger (1712—1751) geboren wurde, der sich dem Priesterstand zuwandte, aber dann — als er in Wien weiterstudierte und sich als Präzeptor der Söhne des Großkanzlers Graf von Harrach hervortat — von der Kaiserin Maria Theresia in die Hofburg berufen wurde zur Erziehung ihres Sohnes Joseph, des spätern Kaisers Joseph II., dessen durchgreifende weltliche und kirchliche Reformen als «Josephinismus» in die Geschichte eingegangen sind; in diesem Geschinen schließlich, wo auch der «Wegerbaschi» das Licht der Welt erblickt hat, der uns allen besser bekannt ist, weil er ein Kraftmensch war und Humor hatte und im Schulbuch steht.

Von diesem Geschinen wanderte Peter Joseph Kämpfen als Schulhub täglich nach Münster, wo ihm der Kilchherr den ersten Lateinunterricht erteilte. Später kam er zum gleichen Zweck zum Kilchherrn von Ernen, dann zum Studium in die Kollegien von Brig und Sitten, nach Einsiedeln in die Klosterschule und endlich ins Priesterseminar auf Valeria. 1855 zum Priester geweiht, wurde er zuerst Schulherr in Leuk, dann Pfarrer in Inden und später Pfarrer von Varen, wo er 1873 starb, erst 46 Jahre alt, aber ein reiches geistiges Erbe hinterlassend, sind doch von ihm sechs Werke in Buchform erschienen, überdies zehn umfangreiche Manuskripte vorhanden und viele in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen und Aufsätze über Wissenschaft und Kunst, Natur und menschliche Gesetzgebung, Gemeindewesen und Kirchenbau, Volksbräuche und Spiele.

Professor Franz Jost hat 1935 im Verlag Tscherrig und Tröndle in Brig als Lebens- und Zeitbild von Pfarrer Peter Joseph Kämpfen ein umfangreiches Werk herausgegeben, zu dem Dr. Leo Hallenbarter das Geleitwort geschrieben hat, darin er dem Erstaunen Ausdruck gibt über die reiche, unermüdliche und vielseitige schriftstellerische Tätigkeit des bereits im 46. Lebensjahr Verstorbenen, von dem er auch

schreibt, daß er ein fortschrittlich gesinnter Demokrat war, der seiner Zeit in manchem vorausgeeilt ist, ohne daß dabei seine *kirchliche Gesinnung angezweifelt werden könnte*, was besonders betont sei, damit die Leser weniger ins Staunen geraten, wenn ich später Kämpfen selbst zitiere.

Peter Joseph Kämpfen wurde in eine Zeit hineingeboren, von der Werner Kämpfen, um einen andern großen Walliser anzuführen, in seiner Biographie über Alexander Seiler schreibt: «Seit 1815 ‚restaurierte‘ man ja wieder die alte Gemütlichkeit. Die aristokratische Regierung erinnerte sich nicht mehr, etwas von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gehört zu haben . . .»

Wie schon als Student, dichtete er zeitlebens weiter, verfaßte aber auch Possen und Schauspiele für das Schultheater und die Volksbühne und wurde schon in der Zeit, da er Schulherr von Leuk war, Korrespondent der konservativen «Schwyzer Zeitung», indem er in seinem ersten Artikel für sich das freie Wort verlangte. Trefflich schilderte er in seinen Berichten die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zustände des Wallis und hielt nicht mit scharfer Kritik zurück, was folgende Auszüge aus einer Korrespondenz vom 7. Juni 1858 belegen mögen. Kämpfen schreibt:

«Die Haupttendenz des Regierungsrates ging (während der Großratssession) dahin, dem allgemeinen Volkswunsche Rechnung zu tragen, den unseligen Span zwischen Kirche und Staat zu beheben; die traurigen finanziellen Zustände des Kantons zu regeln und auf bessere Wege zu leiten . . .»

«Der öffentliche Unterricht liegt soeben in Geburtswehen . . . Die Normalschüler scheinen auch allmählich dem beschränkenden Gängelbände entwachsen zu wollen . . .

Polizeiverwaltung ist im schönsten Fortschritt begriffen . . .

Das Milizwesen wackelt am Gängelbände der Bundesreglemente treulich einher und greift stets am tiefsten in den Landessäckel hinunter, ohne je den billigsten Zins für diese Gefräßigkeit zu entrichten. Alles wird nur durch eine formelle Demonstration abgetan . . .»

Mit energischer Feder griff er in den damals wütenden «Schulkampf» ein und verlangte außer einer bessern Volksschule auch die Hebung des Normalunterrichts und der humanistischen Bildung und die Schaffung einer Realschule für das «mathematische, merkantile und agrikultorisches Element», wobei es nicht ohne Stiche und Hiebe abging, die Gegner aber die Oberhand behielten, indem sie seine Hoffnungen auf eine Professorenstelle im Kollegium Brig zunichte machten.

In seinem Tagebuch findet sich dazu folgender Vermerk: «Ein Brief von Herrn Staatsrat Allet zeigt mir an, daß meine Wahl als Professor deswegen nicht möglich gewesen, weil ich meiner Grundsätzlichkeit (demokratischen) nichts vergeben zu müssen glaube.» (Sic.)

Auch um die Pfarrstelle von Leukerbad bewarb er sich umsonst. Als ihm auch diese verweigert wurde und er sich dagegen wehren mußte, «um nicht von seinem Prinzipal in eine hohe Berggemeinde befördert zu werden», begab er sich nach Sitten, um mit Seiner Gnaden über die Versetzung zu sprechen. Übler Laune kam er von dort zurück und schrieb in sein Tagebuch: «Riß meinem hochadeligen Prinzipal endlich die Larve herunter und enthüllte ihm in scharfen Zügen das ganze feingewobene System der neuesten Aristokratie in Staat und Kirche.»

Kabale und Intrigen vereitelten auch seine Versetzung nach Glis. Und das böse Jahr endete damit, daß Bischof Josef de Preux ihn am Weihnachtstag nach Inden schickte.

Kaum hatte er sich dort häuslich eingerichtet, wurde er von Domherr Dumoulin beim Geschäftsträger der päpstlichen Nuntiatur angeklagt wegen seines mit Domherrn Berchtold geführten Gespräches gegen die «pompösen Zeremonien» beim Gottesdienst, das zunehmende Heuchlertum in der Kirche, die Übertreibungen in der Marienverehrung, die er einmal «Vera Comedia Mariana» nannte. Aber auch wegen seiner Mitarbeit an der «Schwyzer Zeitung» wurde er verdächtigt.

Auf alles das hier einzugehen, wollen Sie mir erlassen. Wer mehr darüber wissen will, dem empfehle ich die Lektüre der Biographie von Professor Franz Jost über Pfarrer Peter Joseph Kämpfen.

Als Kämpfen vom Knabenseminar in St. Gallen und von Sachseln die Verwaltung der dortigen Kaplanei angeboten wurde, suchte er beim Bischof um die einstweilige Entlassung aus dem Kanton Wallis nach, da es ihm «in Inden bei 500 Franken Gehalt und einem Dutzend meistens geschlossener Häuser auf die Dauer nicht ganz behaglich sein würde» . . .

Der Gnädige Herr erteilte aber die gewünschte Erlaubnis nicht und hielt Kämpfen in der Diözese zurück.

Merkwürdig ist, daß im gleichen Jahr, also 1860, als Domherr Dumoulin durch den Geschäftsträger der Päpstlichen Nuntiatur in der Schweiz Kämpfen bei der Redaktion der «Schwyzer Zeitung» das Wasser abgraben wollte, Staatsrat von Riedmatten den Pfarrer von Inden ersuchte, durch Zeitungsartikel in der deutschen Schweiz für die Wassergeschädigten im Wallis zu werben.

Wie er bereits 1855 getan, als ein Teil des Wallis durch schwere Erdbeben heimgesucht wurde, unterstützte er nun auch mit allen Kräften die von einem Genfer Komitee unternommene Aktion für die Wassergeschädigten mit einer 40 Seiten starken Schrift über die Überschwemmungen im Wallis und mehreren Artikeln, die auf große Sympathie stießen, so daß aus allen Teilen der Schweiz reichlich Liebesgaben ins Wallis flossen.

Als kulturgeschichtliche Arbeiten Kämpfens seien erwähnt: Fürsten und Völker, Kardinal Schiner und seine Zeit, Gesetz und Willkür, Das Gemeindewesen des Kantons Wallis sowie Beiträge zur «Allgemeinen Beschreibung und Statistik der Schweiz».

Schon als Student interessierte er sich lebhaft für das Theater und verfaßte später Dramen, Schau- und Lustspiele, so «Thomas More», «Der Köhler von Valencia», «Blanka von Mans», «Der Nachtwächter von Zopfswyl» u. a. m., die teils unter eigener Regie zur Ausführung gelangten.

Und schließlich kommen wir zu seinen Gedichten, die unter dem Sammeltitle: «Blüten und Blätter vom Rhonstrand beim Verlag Eberle in Schwyz in Buchform herausgekommen sind, und zwar im Jahr 1862, als er in Inden Pfarrer und des Trostes bedürftig war.

Zeugen die meisten seiner Gedichte von reiner Freude an der Natur, echter Vaterlandsliebe und Begeisterungsfähigkeit für alles Edle und Gute, gibt es darunter auch Humoresken mit satirischem Einschlag.

Das schönste seiner Gedichte ist der Mutterliebe geweiht:

Oft hat der Anblick mich entzückt,
Wie zarte treue Mutterliebe
Auf ihren Sprößling niederblickt,
Mit reinem, allgewaltgem Triebe
Ihn fest an Herz und Lippen drückt.
Wie sie an seiner Wiege wacht
Und jedes Unheil von ihm wehret,
Für seine Wohlfahrt nur bedacht,
Ihm alles gibt — und nichts begehret:
Das ist der Liebe Zaubermacht.
Des holden Lenzes Pracht entflieht,
Und jede Kraft ermattet wieder,
Und hat die Blume aufgeblüht,
So fallen welk die Blätter nieder —
Nur Mutterliebe ewig glüht.
Der Schöpfer selbst hat diese Glut
Im Mutterherzen angezündet,
Und ihr entflammt der Heldenmut,
Der liebend alles überwindet
Und erst im kühlen Grabe ruht.

In des «Dichters Kreuzweg» läßt er uns sein Schicksal miterleben:

Ihr Leutchen, will's euch treulich sagen,
Warum das Schicksal mir nicht hold,
Warum's den Rücken mir zerschlagen,
Warum's dem Dichterlinge grollt:
Hab', ohne «Ihro Majestät» zu fragen,
Was mir das Rechte schien — gewollt,

Möglicherweise hat sein Einsatz für diese armen Leute, deren Freund Kämpfen immer war, auch ihm selbst von kirchlicher Seite etwas Sympathie eingebracht, so daß er nach vierjähriger Isolierung in Inden als Pfarrer nach Varen versetzt wurde, wo er bis an sein Lebensende blieb, ohne konformistisch zu werden und den Grundsätzen seiner «Politischen Predigt», die er 1858 in der «Schwyzer Zeitung» veröffentlichte, untreu zu werden. Im Gegensatz zur Mehrheit der Walliser bekannte er sich auch zur neuen Bundesverfassung, die er folgendermaßen beurteilte:

«So schwer und hart auch die Opfer waren, welche die Neugestaltung der Eidgenossenschaft, vorab von den Sonderbundskantonen, forderte, so werden sie gewiß durch die Vorteile mehr als aufgewogen, die sie im Gefolge hatten. Wir übergehen die internationale Bedeutung, so die Schweiz seit ihrer föderalen Einigung gewonnen, und erwähnen nur der Segnungen, welche die neue Bundesverfassung über das gesamte Vaterland seit ihrem zwanzigjährigen Bestande ausgegossen ...

Die diesem aus schweren Kämpfen hervorgegangenen Grundgesetze noch anhängenden Mängel und Gebrechen wird zweifellos die nächste Zukunft heilen — und in dieser Zuversicht stehen wir nicht an, die gewaltsame Umgestaltung der Dinge vom Jahre 1847 als eine glückliche zu begrüßen.»

Wie Staatsrat Clemenz von Visp, erschien auch Kämpfen, als dem immer mit unbeirrbarem Wirklichkeitssinn denkenden Politiker, wie Professor Franz Jost ihn beurteilt, der «Sonderbund» ein ungeeignetes Mittel. Er schreibt darüber: «Das Staatsschifflein fuhr mit vollen Segeln auf aristokratisch-konservativen Wassern einher, bis es durch die geschickte Leitung einiger von den Jesuiten inspirierten Steuermännchen glücklich in den ersehnten Hafen des ‚Sonderbundes‘ einbugsiert wurde.»

«Es darf angenommen werden, daß um diesen Krieg mehr Tinte — als Blut vergossen wurde, und das ist wohl das beste, was daran ist.»

Schließlich wünscht Kämpfen dem Sonderbund den ewigen Frieden, wie auch wir es tun wollen.

*

Doch wenden wir uns nun endlich dem Dichter und Schriftsteller Kämpfen zu. Im Jahre 1867 ließ er die Studie «Hexen und Hexenprozesse im Wallis» erscheinen. Im Vorwort sagt er darüber: «Wir haben uns in vorliegenden Blättern an ein Thema gewagt, welches wie kein anderes einer spitzfindigen Kritik Blößen darbietet. Das Hexenwesen hat sich zwar überlebt; ist wie jedes Phantasiegebilde nach und nach der Macht der Wahrheit und Wirklichkeit gewichen; allein die Tatsachen, wie sie in den authentischen Protokollen verzeichnet uns vorliegen, sind der Geschichte verfallen. Die Wissenschaft hat daher das Recht und die Pflicht, den Schleier zu heben und das geheimnisvolle Dunkel, welches über diesem Gebiet liegt, durch die Fackel der Forschung und der Aufklärung zu zerstreuen.»

Und er tut dies, indem er einen geschichtlichen Überblick über das Hexenwesen bietet, die gräßlichen Arten der Folter beschreibt und die Hexerei vor den Richterstuhl der Wissenschaft ruft.

Im Wallis wucherte der Hexenwahn gar üppig. Hier tauchte das Wort «Hexerei» zum erstenmal auf, und zwar in einem Dokument von 1406. Die Verirrung der von der Selbstgerechtigkeit Verblendeten verstieg sich so weit, andern Menschen die böse Absicht und Kunst zuzusprechen, sich in Tiere, die damit zum Teufelsbegriff wurden, zu verwandeln und so den Leuten Schaden zuzufügen durch Ungewitter, Wasser, Erdbeben, Lawinen, Krankheiten bei Mensch und Vieh. Die also Verleumdeten wurden gefoltert, bis sie die schlimmsten Schandtaten zugaben und unschuldig ersäuft oder verbrannt wurden.

Erst der Landeskodex von 1795 stellte mit Genugtuung fest, daß die Hexerei im Wallis nun sehr selten geworden sei, nachdem ein deutscher Philosoph bereits in einer 1740 erschienenen Schrift die düstere Behauptung eines französischen Jesuiten damit abgetan hatte, daß er auf die Unmöglichkeit hinwies, der Schöpfer hätte zwei seiner besten Tage für die Erschaffung von Teufeln benutzt, wie auch Jesus sicher nicht auf einem Teufel, beziehungsweise Esel, in Jerusalem eingezogen sei.

Doch lassen wir dieses düstere Kapitel. Der Teufel- und Hexenwahn hat lange genug gedauert. Manche ehrbare Hausfrau wurde von der bösen Nachbarin als Hexe verdächtigt, was ja heute nicht mehr vorkommt, obschon Neid und Eifersucht auch in der modernsten Wohnung Platz finden und in kultivierten Kreisen unkrautartig weiterblühen. Und wenn auch die eine von der andern behauptet, sie sei eine Hexe, bringt sie diese damit nicht mehr auf die Folterbank oder gar auf den Scheiterhaufen.

*

Das geschichtliche Hauptwerk Kämpfens erschien unter dem Titel «Freiheitskämpfe der Oberwalliser» und behandelt ausführlich und bildhaft die Kämpfe gegen die 1798/99 einfallenden Franzosen, die besonders an der Morse, im Pfynwald, bei der Landbrücke von Visp und bis ins Goms hinauf ausgefochten wurden und bei denen die Oberwalliser trotz ihres Heldenmutes der Übermacht der Franzosen weichen mußten, ihnen aber auch Verräter arg mitspielten, wie beim zweiten Treffen an der Morse, wo die von Sitten nachgeschobenen Pulversäcke statt Pulver und Blei Sand aus der Rhone enthielten.

Zur Abfassung dieses Geschichtswerkes veranlaßt wurde Kämpfen durch Pater Sigismund Furrer, «der in der vaterländischen Geschichtsforschung ergraut und durch seine lautere Gesinnung, Wahrheitsliebe und Fachkenntnis sozusagen erhaben dastand», die großen kriegerischen Ereignisse selbst miterlebt hatte und Kämpfen außer einer umfangreichen Dokumentensammlung auch persönliche Erlebnisse zur Verfügung stellen konnte.

Hab' selbst die Fahne mir getragen,
 Hab' stolz verschmäht das Fürstengold
 Und trat (ich darf es offen sagen)
 Nie in der Menschen schnöden Sold;
 Hab' selbst zum Ritter mich geschlagen,
 Der Wahrheit *nur* Tribut gezollt.

*

Launig klingt das Gedicht vom «Lebensspiel»:

Der Künstler spielt mit seinen Stoffen,
 Der Versemacher mit den Strophen;
 Der Schuster gönnt sich keine Ruhe
 Und spielt vertraut mit seinem Schuhe;
 Die Dichter spielen mit den Musen,
 Die Dichterlein mit den Medusen;
 Die Ärzte spielen mit den Schmerzen,
 Die Schönen meist mit weichen Herzen;
 Die Dame spielt mit ihrem Fächer,
 Der Trunkenbold mit vollem Becher,
 Der Koch mit seinem Hammelbraten,
 Der Bauer mit dem schweren Spaten,
 Mit uns'rer Börs die Advokaten;
 Der Weise spielt mit Hypothesen,
 Die Küchenzofe mit dem Besen;
 Die Schneider spielen mit der Nadel,
 Und unsre Zeiten mit dem Adel;
 Der Soldat spielt mit seinen Waffen,
 Und große Herrn mit ihren Affen;
 Die Mädchen spielen mit den Zöpfen,
 Die Fürsten oft mit unsern Köpfen!
 Am Ende kommt der Knochenmann
 Und streicht uns aus dem Lebensbuch,
 Hält rasch des Spielers Zügel an
 Und wickelt uns — ins Leichentuch!
 Ist nun die Rolle ausgespielt —
 Ein Gott mit Segen oder Fluch
 Den Spielenden vergilt!

Damit kommen wir zum Schluß dieser Zusammenfassung, wozu ich durch Herrn Lehrer Ambros Fux von Siders veranlaßt wurde, um zu versuchen, den Hörern der deutschsprachigen Volkshochschule daselbst etwas vom Leben und Schaffen unserer Schriftsteller, deren «Lebensspiel» im letzten Jahrhundert eingesetzt und sich vollendet hat, zu vermitteln.

Einbezogen in den Kreis der Dichter waren der wegen seiner Bescheidenheit besonders verehrungswürdige Sagensammler Moritz Tscheinen, der «vaterländische Bildersammler» Clemenz Bortis, von

dem im Pfarrarchiv von Mörel umfangreiche und für die Veröffentlichung werthe Manuskripte vorhanden sind, ferner Paul Amherd, der Pilger in der braunen Kutte, Staatsrat Leo Luzian von Roten und Peter Joseph Kämpfen, der jüngst Geborene und früh Vollendete, wohl weil seine Lebensflamme leidenschaftlicher und rascher brannte.

Wir wollen Hochw. Herrn Pfarrer Peter Arnold, Präsident des Geschichtsforschenden Vereins des Oberwallis, herzlich dafür danken, daß er diese Zusammenfassung für die Veröffentlichung in den Blättern der Walliser Geschichte würdig fand, wie ich auch Lehrer Ambros Fux von der Volkshochschule Siders dafür danken möchte, daß er mich veranlaßte und mir Gelegenheit bot, in schlichter Form Menschen zu würdigen, die sich um unsere engere Heimat verdient gemacht haben, auch wenn ihr Name in keinem internationalen Lexikon steht. Alle waren sie von Eifer beseelt, von Herzenswärme und Freiheitsdrang durchdrungen und dem Oberwallis mit seinen schlichten Menschen zugetan. Doch keinem blieben Enttäuschungen erspart.

Was sie in Stunden begnadeten Alleinseins oder schmerzhafter Vereinsamung an Selbsterlebtem und Erlittenem, dem Volk und der Natur Abgelauschem und aus der Geschichte und Politik Geschöpftem festhielten, um es andern vermitteln zu können, geht von der Idylle über die harte Wirklichkeit bis zur geistesgeschichtlichen Erkenntnis.

Und lesen wir in diesen Werken und Schriften, spüren wir das ehrliche Ringen von Menschen, deren Schicksalskurven zwar auseinandergingen, wovon aber jeder sich selbst treu geblieben und des ehrfürchtigen und dankbaren Gedenkens wert ist.

Prunklose und herzhaft Menschen waren es, stürzten sich nicht ins Protzen, jagten nicht hochtrabend dem Absurden nach und frönten nicht der Verzerrung, dem Makabren und Monströsen; denn es fehlte ihnen nicht an Innerlichkeit, eigener Herzenswärme und Begeisterungsfähigkeit. Und so war jeder in seiner Art bemüht, daß die Fackel fortleuchte, die Fackel geistiger Beunruhigung, die jeder tragen wollte und trug und weitergab, damit die Flamme der Wahrheit und Güte nicht erlösche. Und so wollen wir denn ihr Wirken nicht weniger ehren als Waffenlärm und Feldgeschrei und ihrer besonders dadurch gedenken, daß wir nach ihren Werken fragen und sie auch lesen. Da die meisten ihrer Werke vergriffen und nur noch in der Kantonsbibliothek vorhanden sind, wird es Herrn Dr. Anton Gattlen freuen, wenn die Nachfrage nach diesen Büchern möglichst groß ist, womit nicht nur diese in der eigenen Heimat fast verschollenen Dichter geehrt, sondern auch zur 150jährigen Zugehörigkeit unseres Kantons zur Eidgenossenschaft ein würdiger Beitrag geleistet wird. Gerade die Lektüre dieser verstaubten Werke wird die Zweifel an der Berechtigung eines Oberwalliser Schrifttums beheben und beweisen, daß noch auf engem Raum und in den einfachsten Verhältnissen sich Talente und Begabungen entfalten und bewähren können.